

EINÜBUNG UND WEISUNG

Gratwanderung

Nachfolge zwischen Ideal und Enttäuschungen

Der Eintritt in ein Priesterseminar ist eine riskante Sache¹. Wer eintritt, riskiert, enttäuscht zu werden. Es scheint geradezu die Gleichung zu gelten: Je höher die Erwartungen, die jemand zum Eintritt mitbringt, umso höher die Wahrscheinlichkeit, herb enttäuscht zu werden. Denn die schmerzliche Erfahrung, dass die anderen und man selbst dem gesteckten Ideal nicht zufriedenstellend gerecht werden, lässt in der Regel nicht lange auf sich warten. Ist man aber einmal drin im Seminar, muss man mit dieser Erfahrung umgehen. Aber wie? Drei Wege legen sich nahe. Sie werden nicht selten beschritten. Doch sind diese Wege geistlich gesehen Sackgassen.

Enttäuschungen und Sackgassen

Die erste Sackgasse könnte man als die *pragmatische* bezeichnen: Aus der Erfahrung, dass es auch in einem Priesterseminar menschelt, dass es Neid, Eifersucht, Vertrauensmissbrauch, Getratsche, Machtgerangel etc. gibt, wird der Schluss gezogen, dass es in der Kirche mit dem hohen Anspruch des Evangeliums doch nicht so weit her ist, dass auch hier „nicht alles so heiß gegessen wird“, dass man die Latte des Anspruchs tiefer hängen kann und muss, um an ihr nicht zu zerbrechen. Was zunächst als Selbstschutz für den Glauben gedacht ist, mutiert unter der Hand zum Unglauben: Denn wer so pragmatisch denkt, glaubt im Grunde nicht mehr an die herausfordern-de Kraft des Evangeliums und die befreiende Wirkung der Gnade. Seine „Weltanschaung“ mag sich zwar von derjenigen vieler seiner Zeitgenossen dadurch unterscheiden, dass in ihr irgendwie Gott vorkommt. Ansonsten aber unterscheiden sich sein Denken und Handeln nicht von dem, was allgemein gang und gäbe ist. Manch einer fühlt sich womöglich bestätigt durch das Jesuswort von den „Kindern dieser Welt“, die im Umgang mit ihresgleichen klüger sind als die „Kinder des Lichts“ (Lk 16,8). Und er denkt sich: „Wenn die Mitbrüder im Seminar offensichtlich ‚Kinder dieser Welt‘ sind, muss ich mich im Umgang mit ihnen entsprechender Mittel bedie-nen, um zu überleben ...“

Im günstigsten Fall ist das Endergebnis dieser Denkungsart eine bürgerlich-banale Version von Glaube und Kirche. Ein solches Denken kann aber ebenso leicht enden in einer Bitterkeit und einem Zynismus, die alles herunterziehen und klein ma-

¹ Die folgenden Erfahrungen und Anregungen entstammen dem konkreten Kontext der Priesterausbildung. Sie lassen sich aber auch auf das Leben in Orden und geistlichen Gemeinschaften übertragen.

chen (müssen), weil sonst das Welt- und Gottesbild durcheinander gerät, das man sich auf Grund seiner Enttäuschungen zurechtgelegt hat.

Die zweite Sackgasse führt in die *innere Emigration*: Um die Ideale, mit denen ich angetreten bin, nicht zu gefährden, sehe ich keine andere Möglichkeit, als mich zurückzuziehen. Aus der Enttäuschung über das, was ich als „Insider“ von Seminar und Kirche erlebe, gehe ich in die innere Emigration. Um mich selbst rein zu bewahren gegenüber der verdorbenen Welt, die offensichtlich auch vor dem Seminar nicht Halt macht, wähle ich die Abschottung gegenüber den anderen. Dieser Weg ist gekoppelt mit einer Optik des Misstrauens, die wie eine zersetzende Säure wirkt: Alle und alles um mich herum werden grundsätzlich mit dem Verdacht behaftet, mein Verhältnis zu Gott und der Kirche zu gefährden.

Abgesehen davon, dass die fundamentale Gegenüberstellung von „Ich“ und „Welt“ falsch ist („Ich, der Reine, hier. – Du, die böse Welt, dort.“), verleitet dieser Weg zu Überheblichkeit und Verachtung anderer. Damit wird aber auch dieser Weg über kurz oder lang zu einer Weise des Unglaubens.

Die dritte Sackgasse ist im Grunde eine Variante der zweiten. Sie heißt *Rigorismus*: Der Rigorist hält ungeachtet aller Erfahrung an seinem gesteckten Ideal fest. Dazu zieht er sich aber nicht in sich zurück, reagiert er nicht defensiv, sondern offensiv bzw. sogar aggressiv. Er wird zum „Eiferer für den Herrn“ gegen die verdorbene Welt. Doch auch bei ihm regiert die negative Optik des Misstrauens: Überall lauern Verderbnis und Unglaube, die rigoros („gnadenlos“!) aufzudecken sind.

Freilich, die Schilderung der drei „Sackgassen“ ist eine Überzeichnung, die in Reinform nur selten anzutreffen ist. Dennoch lässt sich nicht leugnen, dass es Seminaristen, Priester und Laien gibt, die diese Wege favorisieren. Womöglich muss jeder sich bei selbstkritischer Beobachtung eingestehen, schon einmal den Fuß auf einen, zwei oder gar alle drei dieser Wege gesetzt zu haben. Es ist der Versuch, mit Enttäuschungen über andere und sich selbst klarzukommen. Doch er führt geistlich auf Abwege. Wie ist stattdessen in einer konstruktiven und evangeliumsgemäßen Weise mit Idealen und Enttäuschungen auf dem Weg der Nachfolge umzugehen?

Im Folgenden werden einige Gesichtspunkte genannt, die dazu helfen wollen, die Anderen und sich selbst auf dem Weg der Nachfolge weder zu überfordern noch zu unterfordern. Mit anderen Worten: Die folgenden Anregungen wollen dazu helfen, weder zu groß noch zu klein voneinander zu denken.

Im Zentrum der Nachfolge steht kein Ideal, sondern eine Person

Wenn bisher wie selbstverständlich von „priesterlichen Idealen“ die Rede war, so ist das nun zu korrigieren. Denn im Zentrum des Christ- und Priesterseins steht nicht ein Ideal, sondern eine lebendige Person: Jesus Christus. Auf dem Weg der Nachfolge geht es gerade nicht darum, ein abstraktes Ideal zu erreichen oder gar eine Reihe von Idealen zu verwirklichen. Vielmehr geht es um die Nachfolge des konkreten Jesus Christus. In sie gilt es, sich einzubüßen.

Mit dem Verfolgen von Idealen ist es ja ähnlich wie mit dem Befolgen der Gebote: Die gesamte biblische Geschichte zeigt, dass die besten und edelsten Gebote

nichts nützen (ja sich sogar ins Gegenteil verkehren), wenn sie losgelöst werden aus dem Beziehungszusammenhang, dem sie dienen wollen. Von ihrer Urintention her wollen die Gebote nichts anderes, als die Glaubenden in der Beziehung zu Gott halten und dadurch in der Beziehung zueinander.

Losgelöst und für sich genommen stehen die Gebote in der Gefahr, ihren eigentlichen Sinn zu verlieren, veräußerlicht und damit lieblos zu werden. Ähnlich ist es mit Idealen. Losgelöst von der konkreten Nachfolge können auch sie zu einer Gefahr werden. Schon die Evangelien liefern dazu drastisches Anschauungsmaterial: Man denke nur an den berühmten Dialog bei Cäsarea Philippi, in dem Petrus Jesus als den Messias Gottes bekennt. Petrus tut es entsprechend seiner Idealvorstellung vom Messias als demjenigen, der Israel als machtvoller Held wiederherstellen wird. In dieses Ideal passt aber nicht Jesu Ankündigung, dass er vieles erleiden, von den Ältesten, den Hohenpriestern und Schriftgelehrten verworfen und getötet werde (Mk 8,31). Deshalb sieht sich Petrus genötigt, Jesus beiseite zu nehmen, und ihm – wie Markus (8,32) sagt – „Vorwürfe“ zu machen. Die überaus scharfe Reaktion Jesu zeigt, was er von dem Messias-Ideal des Petrus hält: „Weg mit dir, Satan, geh mir aus den Augen! Denn du hast nicht das im Sinn, was Gott will, sondern was die Menschen wollen“ (8,33).

Nicht viel anders ergeht es den Brüdern Jakobus und Johannes: Als die Bewohner eines samaritanischen Dorfes sie nicht aufnehmen und damit nicht ihrem Ideal von Gastfreundschaft entsprechen, wollen die beiden „Donnersöhne“ gleich Feuer vom Himmel fallen lassen, um das ganze Dorf kurzerhand zu vernichten. Über Jesu Reaktion sagt Lukas nur kurz und knapp: „Er wandte sich um und wies sie zurecht“ (Lk 9,51–56).

Ideale sind riskant. Sie neigen dazu, sich zu verselbstständigen. Dann machen sie klein und unfrei, anstatt zu motivieren und anzuspornen. Während der Zeit im Seminar, d. h. in einer Phase von großem (mitunter überzogenem) Idealismus, ist die Gefahr, die anderen und sich selbst in ein Idealbild hineinzupressen, besonders groß. Das führt in der Regel zu Deformationen. Was davor bewahren kann, ist der Blick auf Jesus. Seine Person ist das Ideal. Denn sie ist größer und weiter als unsere menschlichen Idealbilder. Zugleich ist sie barmherziger.

Deshalb die *konkrete Anregung*: Auf Jesus schauen! Nicht nachlassen in der Beobachtung *seines* Lebens und *seiner* Person, so wie sie uns die Evangelien schildern. Schließlich kommt es darauf an, Ihn immer tiefer kennen zu lernen.

Keine Annäherung an die Wahrheit ohne Ent-Täuschung

Wer sich Jesus nähert, nähert sich dem, der von sich sagt: „Ich bin die Wahrheit“ (Joh 14,6). Jesu Wahrheitsanspruch ist total. Er kommt nicht als Teilwahrheit über einen bestimmten Bereich des Lebens, sondern als *die* Wahrheit über Gott, die Welt und die Menschen. Weil wir Menschen aber seit dem Sündenfall der „nackten“ Wahrheit nicht mehr gern ins Gesicht schauen, ist die erhellende und befreiende Wirkung der Wahrheit für uns nicht schmerzfrei zu haben. Nur zu gern täuschen wir uns über unseren wahren Standort hinweg.

Wer sich Jesus anschließt, um ihm als Priester nachzu folgen, wird den Mut aufbringen müssen, sich der Wahrheit auszusetzen. Er wird die Bereitschaft mitbringen müssen, die Welt, die Menschen und sich selbst immer mehr zu sehen, wie sie in Wirklichkeit sind, d. h. wie Gott sie anschaut. Das wird nicht abgehen ohne Ent-Täuschungen im ursprünglichen Sinne des Wortes: Täuschungen müssen fallen.

Auch darüber belehren uns die Berichte der Evangelien. Wie viele Ent-Täuschungen haben die Menschen um Jesus durchleben müssen!

Es sind zum einen die Ent-Täuschungen *durch Jesus*, der nicht dem menschenge machten Idealbild entspricht: Noch vor Simon Petrus ist es der Täufer, dessen Messiasbild enttäuscht wird und der deshalb über seine Anhänger die bange Frage stellen lässt: „Bist du der, der kommen soll? Oder müssen wir noch auf einen anderen warten?“ (Mt 11,3) Welche Enttäuschungen haben die engsten Familienangehörigen Jesu einstecken müssen (Lk 2,48ff; Mt 12,46–50)! Selbst die Emmausjünger geben offen zu, dass sie enttäuscht sind über das jämmerliche Ende Jesu. Hatten sie doch gehofft, dass er der sei, der Israel erlösen werde (Lk 24,21).

Im Umkreis Jesu gibt es aber nicht nur die Ent-Täuschungen durch Jesus selbst, sondern auch die Ent-Täuschungen, die sich *die Jünger gegenseitig* bereiten: Als sie bei sich erleben müssen, dass sie nicht frei sind von Neid und Gerangel um die besten Plätze (Mk 9,33–37 parr./ Mt 20,20–24), und – schlimmer noch – dass der Verrat an ihrem Herrn aus den eigenen Reihen kommt (Joh 13,21).

Schließlich bleibt dem einzelnen Jünger Ent-Täuschung und Scham *über sich selbst* nicht erspart: Denken wir nur an Petrus, der an sich erfahren muss, dass er zum Verleugner seines Herrn wird (Mt 26,75).

Ein berühmtes apokryphes Wort, das Origenes überliefert², lässt Jesus sagen: „Wer mir nahe ist, ist dem Feuer nahe“. Darin steckt die tiefe geistliche Erfahrung, dass die Nähe Jesu Menschen begeistert und entflammt, aber in ihrer Wahrheit auch wie Feuer brennt. Wer Jesus folgt, muss bereit sein, dem brennenden Schmerz nicht auszuweichen, den seine Wahrheit bereiten kann. In der Regel ereignet sich diese brennende Annäherung der Wahrheit nicht in einem dramatisch-einmaligen Geschehen, sondern in den alltäglichen Ent-Täuschungen, die wir immer wieder mit unseren Mitmenschen und mit uns selbst erleben.

Auch dazu wieder eine *konkrete Anregung*. Sie lässt sich mit dem abendlichen Gebet der liebenden Aufmerksamkeit verbinden: Ich schaue bewusst auch auf die Enttäuschungen zurück, die mir der zurückliegende Tag gebracht hat, und versuche, darin eine Gnade zu entdecken, indem ich mich frage: Wo und wie hat mich diese oder jene Enttäuschung der Wahrheit meines Lebens nähergebracht?

Seminargemeinschaft als Vergebungsgemeinschaft

Die dritte Überlegung hängt eng mit der zweiten zusammen. Denn sie ergibt sich aus der ebenfalls enttäuschenden Feststellung, dass es selbst unter den motiviertesten

² Homilie zu Jer 20,3.

Jüngern Jesu Versagen gibt. Auch diese Enttäuschung birgt die Chance zu einer authentischeren Nachfolge. Wie das zu verstehen ist, schildert treffend ein Textabschnitt aus der „Regel“, die D. Bonhoeffer über sein Predigerseminar in Finkenwalde verfasst hat:

„Wer mit seinem Bösen allein bleibt, der bleibt ganz allein. Es kann sein, dass Christen trotz gemeinsamer Andacht, gemeinsamen Gebetes, trotz aller Gemeinschaft im Dienst allein gelassen bleiben, dass der letzte Durchbruch zu wahrer Gemeinschaft nicht erfolgt, weil sie zwar als Gläubige, als Fromme Gemeinschaft miteinander haben, aber nicht als die Unfrommen, als die Sünder. Die fromme Gemeinschaft erlaubt es ja keinem, Sünder zu sein. Darum muss jeder seine Sünde vor sich selbst und vor der Gemeinschaft verbergen ...“³ Der Durchbruch zu wahrer christlicher Gemeinschaft kann nach Bonhoeffer nur dort gelingen, wo der Einzelne in seiner Schwäche und seinem Versagen nicht allein bleibt, sondern wo er als solcher einen Platz unter den anderen erhält. Das bedeutet nicht die Gutheißung von Sünde und Versagen, sondern die gegenseitige Annahme. Denn, so Bonhoeffer, auch Gott hasst die Sünde, aber er liebt den Sünder. „Vor Gott kannst du dich nicht verbergen. Vor ihm nützt die Maske nichts, die du vor den Menschen trägst. Er will dich sehen, wie du bist, und er will dir gnädig sein“.⁴

Was die Finkenwalder Regel mit protestantischem Pathos formuliert, klingt mit Worten von J. Kard. Ratzinger so: „Kirche ist auf Vergebung gegründet. Petrus stellt dies in seiner Person dar, er, der als Gestrauchelter wie als Bekennender und mit Vergebung Beschenkter der Träger der Schlüssel sein darf. Kirche ist ihrem Wesen nach Ort der Vergebung ... Nicht eine Gemeinschaft der Vollkommenen ist sie, sondern Gemeinschaft der Sünder, die Vergebung brauchen und sie suchen.“⁵ An anderer Stelle sagt Ratzinger sinngemäß, dass der Kirche in unserer heutigen, oft so unbarmherzigen Leistungsgesellschaft der besondere Auftrag zukomme, dieses Wesen als Vergebungsgemeinschaft zum Leuchten zu bringen. Gerade darin könne sie für viele zu einem Zeichen der Ermutigung werden.

Was für die Kirche als ganze gilt, gilt für ein Priesterseminar als ein Haus, in dem sich künftige Amtsträger auf ihre Aufgabe vorbereiten, nicht minder. Auch eine Seminargemeinschaft soll eine Vergebungsgemeinschaft sein. Noch einmal: Das heißt nicht, großzügig alles zuzudecken oder zu bemänteln. Gefordert ist vielmehr die entwickelte Gabe der Unterscheidung zwischen der Person des Anderen, den ich um Christi willen anzunehmen habe, und einem Verhalten oder einem Vorgang, den ich nicht gutheißen kann und der korrekturbedürftig ist. Wie oft aber werden Person und Sache vorschnell in einen „Topf“ geworfen!

Als konkrete Anregung für einen wohlwollend-kritischen Umgang miteinander lassen sich die folgenden vier „Faustregeln“ aufstellen:

1. Zunächst und grundsätzlich sollte die Anweisung beherzigt werden, die Ignatius von Loyola im Exerzitienbuch unter der Nr. 22 gibt: „Damit sowohl der, der die

³ *Gemeinsames Leben (KT 41)*, Gütersloh ²⁴1993, 93.

⁴ Ebd.

⁵ *Zur Gemeinschaft gerufen. Kirche heute verstehen*. Freiburg, Basel, Wien 1991, 59f; vgl. auch 139f.

geistlichen Übungen gibt, wie der, der sie empfängt, einander jeweils mehr helfen und fördern, haben sie vorauszusetzen, dass jeder gute Christ mehr bereit sein muss, eine Aussage des Nächsten zu retten, als sie zu verdammen. Vermag er sie aber nicht zu retten, so forsche er nach, wie jener sie versteht.“ Man wird nicht fehlgehen, wenn man diese ignatianische Anweisung auf das *Verhalten* des Nächsten ausdehnt. Das heißt: Jeder gute Christ sollte auch mehr bereit sein, das (ihm möglicherweise unverständliche) Verhalten des Nächsten zu retten, als es zu verdammen. Jedenfalls sollte er es vor einer Verurteilung zu verstehen suchen.

2. Kann man die Aussage bzw. das Verhalten des anderen nicht retten, d. h. nicht gutheißen, dann soll man ihn „mit Liebe verbessern“ (ebd.). Wie ein solcher Prozess der Verbesserung christlich zu vollziehen ist, hat Jesus selbst den Jüngern vorgegeben: „Wenn dein Bruder sündigt, dann geh zu ihm und weise ihn unter vier Augen zurecht. Hört er auf dich, so hast du deinen Bruder zurückgewonnen. Hört er aber nicht auf dich, dann nimm einen oder zwei Männer mit ... Hört er auch auf sie nicht, dann sag es der Gemeinde ...“ (Mt 18,15ff). Der erste Schritt ist das persönliche Gespräch unter vier Augen. Erst wenn dies ohne Wirkung bleibt, soll die Angelegenheit in eine größere Öffentlichkeit gebracht werden. Dabei gibt es verschiedene Stufen von Öffentlichkeit. Sie sollen eine nach der anderen beschritten werden. Eine Kritik oder ein Konflikt gehört also keinesfalls unmittelbar in die Öffentlichkeit.

3. Sollte ich unsicher sein, ob es sinnvoll ist, den anderen kritisch auf etwas anzusprechen, oder ob und wann es „dran“ ist, im Prozess der *Correctio* eine Stufe weiterzugehen, weil ein Vier-Augen-Gespräch ergebnislos war, kann es hilfreich sein, eine unparteiische Vertrauensperson zu Rate zu ziehen und mit ihr diese Frage zu besprechen. Eine solche Person kann ein verschwiegener Mitbruder, der Spiritual, der geistliche Begleiter sein ...

4. und letzte Faustregel, die als „Filter“ für alle kritischen Äußerungen über einen anderen dienen sollte: Im Gespräch mit Dritten sage ich nichts, was ich nicht auch dem Betreffenden selbst sagen könnte.

Achtung vor dem Geheimnis des Anderen

Zu unserem abendländischen Verständnis von Person gehört unaufgebar die Überzeugung, dass die Person des anderen Menschen ein Geheimnis ist, das meiner Verfügung entzogen bleibt. „Geheimnis“ ist hier nicht zu verwechseln mit etwas Mysteriösem, welches „dunkel“ und „undurchschaubar“ ist. Geheimnis meint hier auch nicht Geheimniskrämerei. Vielmehr geht es um den Respekt vor der Würde des Anderen in seiner bleibenden Andersartigkeit. Ich mag jemanden über Jahre und Jahrzehnte (etwa als Freund oder Ehepartner) noch so sehr kennen gelernt haben, im Letzten wird dennoch ein Moment der Fremdheit bleiben, das nicht aufzulösen ist. Der Andere wird nicht immer nur genauso denken, empfinden und reagieren, wie es meinem Bild von ihm entspricht. Das gehört zum Geheimnis seiner Person.

Der Respekt vor dem Geheimnis des je Anderen gilt nicht nur auf rein menschlicher Ebene. Er gilt auch geistlich, d. h. im Blick auf die göttliche Berufung jedes Ein-

zernen. Konkret heißt das: Weil Gott, weil Christus für jeden Menschen eine ganz persönliche, unverwechselbare Berufung bereithält, hat er mit jedem Menschen sein persönliches Geheimnis. Umgekehrt hat auch jeder Mensch sein persönliches Geheimnis mit Gott. Das klingt selbstverständlich, ist es aber im alltäglichen Umgang miteinander nicht. Wie oft machen wir Vorstöße, um hinter das Berufungsgeheimnis eines Anderen zu kommen, möchten gar zu gerne wissen, was es mit der Berufung von dem oder dem eigentlich auf sich hat. Damit wird nicht das positive Interesse am Anderen und seiner Lebensgeschichte kritisiert. Zu kritisieren ist ein Enthüllungsdrang, der den Respekt vor dem Anderen als dem Anderen vermissen lässt und sich ein abschätzendes Urteil anmaßt. Schlimmstenfalls ist man sich schnell klar (und womöglich mit anderen einig): „Der da kann doch nicht berufen sein! So einer kann doch nicht Priester werden.“ Selbst wenn ein solches Urteil nicht öffentlich geäußert wird, wird es den Umgang miteinander prägen. Nicht selten wirken die nonverbalen Signale einer inneren Haltung noch verletzender als eindeutige Worte.

Zu dem geforderten Respekt vor dem Geheimnis des Anderen gibt es auch ein neutestamentliches Lehrstück. Es findet sich im Nachtragskapitel des Johannesevangeliums (21,20–23). Es ist die Szene, mit der das Evangelium schließt: das Gespräch zwischen Jesus und Petrus im Anschluss an das Ostermahl der Jünger am See von Tiberias. Nachdem Petrus auf die dreimalige Frage hin Jesus seine Liebe zugesichert hat, fordert Jesus Petrus auf: „Folge mir nach“, und er deutet ihm sein Martyrium an. Daraufhin, so berichtet der Evangelist, wendet sich Petrus um und sieht, wie auch der Jünger, den Jesus liebte, ihm nachfolgt, und Petrus richtet an Jesus die Frage: „Herr, was wird denn mit ihm?“ Jesus antwortet: „Wenn ich will, dass er bis zu meinem Kommen bleibt, was geht das dich an? Du [...] folge mir nach!“ Die Antwort Jesu klingt schroff und zurechtweisend, ganz so, als ob Jesus Petrus unmissverständlich sagen wollte: „Mit Johannes habe ich einen ebenso persönlichen Plan, wie ich ihn mit dir habe. Darum hast du dich aber nicht zu kümmern! Das hast du zu respektieren.“ Was dem Hirten der ganzen Kirche und dem ersten der Apostel hier ins Stammbuch geschrieben wird, das haben alle Berufenen im Umgang miteinander zu beherzigen.

Als konkrete Anregung dazu könnte helfen: „Widerstehe der Versuchung, dich mit den Anderen und die Anderen mit dir zu vergleichen!“ Denn der Vergleich birgt immer die Gefahr, sich selbst oder die Anderen zum Maß aller Dinge zu machen. Im ersten Fall nehmen meistens die Anderen Schaden, im zweiten man selbst. Beides stiftet nur Verwirrung, wenn es um die Frage der je persönlichen Berufung geht. Zu eben dieser Berufung vorzustoßen, macht aber nach christlichem Verständnis das Glück des menschlichen Lebens aus.

Stephan Ackermann, Lantershofen